
M E I N L E B E N

Kindheitserinnerungen von Hans Mähl (1884-1961)
Aufgeschrieben nach 1958

Abschrift 1989

Mein Lebenslauf.

Geboren bin ich in Segeberg, Kirchstraße 10, als erstes Kind meiner Eltern. Sie bewohnten die obere Etage des zweistöckigen Hauses, das dem Ackerbürger Gustav Reher gehörte, der mit seiner Familie im Erdgeschoß wohnte.

Unsere Wohnung hatte nach der Straße hin drei Zimmer, das Schlafzimmer, in dem die Eltern mit schließlich drei Kindern schliefen; das große Wohnzimmer der Eltern, in dem auch das Klavier stand, schwarz und blank und der " Guten Stube " mit grünen Plüschmöbeln, die alltags von buntem Leinentuch überzogen und geschützt waren. Schlaf- und Wohnstube waren durch eine weiße Schiebetür getrennt, die aber immer geschlossen blieb. Von der Schlafstube führte eine Tür in ein kleineres, rechteckiges Zimmer, unser Kinderzimmer, zugleich auch das Esszimmer, mit einer schweren Hängelampe über einem viereckigen Mahagonietisch, an dem wir aßen, der heute noch seine Dienste tut als Esstisch im Vorraum unserer neuen Wohnung in der Gorch- Fock- Straße 18. In der Talstraße war er zweiter Bridgetisch, wobei sein Alter und seine Hinfälligkeit geschickt durch hübsche Decken cachiert wurden.

Von diesem Kinderzimmer führte eine Tür zum Flur und darüber hing ein Spruchbild, das immer wieder unser Staunen erregte: stand man gerade davor, so las man L i e b e, von links aber G l a u b e und von rechts H o f f n u n g. Das Zimmer hatte ein einziges Fenster zum breiten, noch gepflasterten Seiteneingang, der auf die Scheune und weiter auf den Hofplatz führte. Zu diesem Hof hin lag Mutters Küche mit roten Klinkern als Fußboden. Eine Mädchenkammer befand sich auf dem Boden, gerade über dem Schlafzimmer, und durch ein Loch in der Decke führte ein einfacher Klingelzug, mit dem Mutter morgens, erst nach langem Bemühen, das Mädchen wecken und zum Aufstehen veranlassen konnte.

Die Toilette, ein zweigeteiltes, ländliches Holzklosett, lag auf dem Hof und war durch das Entlüftungsherz in der Tür gekennzeichnet. Es war, namentlich im Winter, kein geringer Anhang, sich dorthin zu bemühen. Der geräumige Flur, von dem die eine Treppe ins Erdgeschoß, die zweite zum Boden weiterführte, enthielt noch mehrere Räume, die zur Reherschen Wohnung gehörten und die an Seminaristen des Segeberger Lehrerseminars vermietet waren.

Mutter hatte eine gute Aussteuer mitbekommen - lauter neue tischlergearbeitete Möbel, dazu, worauf sie später wohl gern als auf ihren Beitrag hinwies, wenn das Gespräch auf das wachsende kleine Vermögen kam, 3000.- Mark - eine hübsche Summe für eine Volksschullehrersfrau im Jahre 1883. In dieser Umgebung verlebte ich bis 1896 die ersten 12 Jahre meines Lebens, also die erste Kindheit.

Wie weit reicht mein Gedächtnis in diese Zeit zurück? Die frühesten Erinnerungen vor der Schulzeit haften zumeist an besonderen Eindrücken, die sich dem Gemüt einprägen, und so ist die Zäsur für meine Zeitvorstellung wohl das Jahr 1889, als mein Großvater Mähl sich (eines Augenleidens wegen)¹⁾ vorzeitig pensionieren ließ und von Reinfeld in Holstein nach Segeberg zog.

Denn die Reisen nach Reinfeld bedeuteten bis dahin Einschnitte im gewohnten Lauf des Lebens. Mehrfach ist die Mutter mit uns herübergefahren, und mit diesen Besuchen verbinden sich auch die frühesten Erinnerungen, die in mir haften geblieben sind.

Die Großeltern wohnten im Schulhaus, etwas abseits von der Straße gelegen, mit einem weiten Schulplatz davor; der Garten zog sich abfallend zum Herrenteich hinunter, voll prächtiger Erdbeerbeete und mit alten Apfel- und Birnbäumen bestanden. Allein durften wir nicht in den Garten gehen, wegen der Gefahr, zu nahe ans Wasser zu geraten. Als ich aber einst dennoch nach den Erdbeeren lecker war, und dabei eine Schnecke fand, die ich dem Großvater brachte, sagte er: "Wir wollen sie schnell wieder ins Wasser tragen, sie gehört dem Wassergeist im Teich, und der holt dich, wenn du zu nahe herankommst."

Von dem Reinfelder Schulhaus gibt es mehrere Bilder in unserer Familie; seine Stimmung spiegelt am schönsten wider das bei Tante Käthe : der untere Flur mit den roten Klinkern und der grau gestrichenen Wand und Holztreppe; im Eingang die beiden Großeltern einander gegenüber sitzend, und der Blick des Beschauers hinausgehend auf die besonnte Fläche des Schulhofes mit dem frischen Frühlingsgrün der Bäume -- genau so, wie mir alles noch in der deutlichsten Erinnerung ist.

Hier untenlag auch Großvaters Klasse, und an den Kleiderhaken hingen Mäntel und Kopfbedeckungen der Schüler. Heimlich steckte ich wohl meine Mütze dazu, sie dann mit Stolz betrachtend, und welch ein erhebendes Gefühl, als ich einmal mit in die Klasse genommen wurde und mäuschenstill in der Ecke sitzend, zuhören und mich als Schüler zugehörig fühlen durfte. Aber Großvater unterrichtete auch uns. Einmal war ich mit meinem Berliner Vetter Otto dort, und wir mußten rechnen: wieviel Äpfel bleiben

1) Es war ein Halsleiden.

im Beutel, wenn so und so viel herausgenommen werden? Immer war der Vetter mir um eine Atemlänge voraus mit der Antwort, sie kam gerade, wenn ich meinen Mund auftun wollte: in meinem Leben das erste deutliche Gefühl des Unterlegenseins.

Großvater besaß ein kleines, altes Buch der brandenburgisch-preußischen Geschichte, 80 bis 100 Seiten vielleicht, in dem hinten zum Schluß eine Übersichtstabelle die Hohenzollern von 1440 bis 1888 verzeichnete. Diese Tabelle konnte ich bald auswendig hersagen, ohne auch nur einen der Friedrich Wilhelme oder Johann Friedrichs auszulassen, und zuweilen bekam ich für eine fehlerfreie Leistung sogar einen Groschen. Später habe ich mich wohl gefragt, was eigentlich den alten bewußten Schleswig-Holsteiner veranlassen konnte, daß er seinen kleinen Enkel ausgerechnet die brandenburgisch-preußischen Kurfürsten und Könige auswendig lernen ließ. Es war der erste sichtbare Ansatz zu meinem späteren geschichtlichen Studium und immerhin eine erstaunliche Gedächtnisakrobatik für einen fünfjährigen Jungen. Schön war es auch, wenn ich morgens zum Großvater ins Bett kroch und er mir mit Vorliebe dann die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern, von dem blutigen Rock erzählte, die mich immer wieder in Spannung versetzte. In der Reinfelder Schulstube fanden auch die Reiterattaquen statt, wenn der alte Dragoner von 1848/50 ein paar Holzgewehre zu Gäulen werden ließ, und ich mit meinem Vetter unter seinem Kommando: "Achtung! Aufgesessen! Zur Attaque Marsch Marsch!" mit dem Großvater durch die Schulstube galoppierte. Mein Holzgewehr wurde, wovon noch zu erzählen sein wird, der treueste Begleiter meiner Kindheit.

Einmal zog auf dem Schulplatz ein Zirkus auf: mit blaßroten Trikots bekleidete Artisten vollführten am Trapez Wunderwerke der Kunst, und wir brauchten nicht einmal unten auf den harten Bänken zu sitzen, sondern konnten vom Stubenfenster aus alles sehen. Diese Wonne des Glücks wurde noch gesteigert durch das Bewußtsein, der Großvater habe diesen Zirkus eigens für uns bestellt und auf dem Schulhof aufbauen lassen.

Diese Reisen nach Reinfeld waren die Erlebnisse der frühen Kindheit, und als Augenblick froher Spannung ist mir haften geblieben, wie ich vor einer solchen Abreise, schon reisefertig gemacht, auf meinem Schaukelpferd im Flur saß und ungeduldig den Aufbruch erwartete, und wie wir dann, wahrscheinlich wegen Überfüllung der dritten, in die zweite Klasse einstiegen und die grüne Polsterung mein besonderes Interesse erregte... Drei Brüder wurden mir in der Kirchstraße geboren: C h r i s t o p h (11.6.1885) der geduldige, immer von mir gelenkte oder angetriebene Spielgefährte meiner Kindheit; F r i e d r i c h (30.3.1888), der seinen

Namen vom leidenden Kaiser empfang, aber schon am 23. April 1889 an Krämpfen starb und H e i n r i c h, genannt H e i n i (23.6.1890).

An Friedrich habe ich keine Erinnerung bis auf die ungewohnte Menschenfülle und Unruhe in unserer Wohnung am Tage seines Begräbnisses. Eine kleine Pastellzeichnung seines Kinderkopfes vom Onkel Christoph hing jahrelang überm Sopha in der Wohnstube.

Heinis Geburt hingegen steht mir schon im vollen Lichte der Erinnerung: Christoph und ich waren am Tage vorher bei den Großeltern Clausen einquartiert, und als wir am nächsten Vormittag erwartungsvoll in unser Schlafzimmer geführt wurden, wies uns die Mutter, nachdem wir sie zaghaft begrüßt hatten, auf mein eigenes Bett am Fenster. Darin lag nun das neugeborene Wesen, und Bewunderung und Liebe aus meinem kleinen Herzen flogen ihm zu.

Noch war der Klapperstorch für uns lebendig, er hatte den Bruder gebracht und die Mutter ins Bein gebissen, so daß sie liegen mußte. Erstaunlich blieb mir nur, wie er durchs Fenster herein und wieder herausgekommen, und warum die Mutter und erst recht der Vater ihn nicht hatten verschrecken können, bevor er seine Untat beging. Aber das Wort von Vater und Mutter stand so hoch, daß nicht der geringste Zweifel aufkam. Vielleicht schon wenig später, als die Mutter die Betten machte, kam ich mit meinen Gedanken und Bedenken zu ihr, und nun erfuhr ich, wie es sich eigentlich verhalte: die Geschichte mit dem Klapperstorch erzähle man kleinen Kindern, die Wahrheit sei, daß der liebe Gott die Kinder durch seine Engel bringen ließe. Das schien mir durchaus einleuchtend, die konnten natürlich durch Fenster und Türen kommen, und ich weiß, ich war ungemein glücklich, daß Gott sich durch ein solches Wunder bezeugte. Wie kann es noch "Heiden" geben, fragte ich die Mutter, sie müssen doch an Gott glauben, da auch ihre Kinder gar nicht anders als aus dem Himmel kommen können, diesen Gottesbeweis, so war mein Gedankengang, müßten sie doch anerkennen. Über die trotzdem notwendige Bettlägerigkeit der Mutter habe ich mir keine Gedanken gemacht.

Die Erinnerungen zu diesem ersten Lebensabschnitt "Frühe Kindheit" will ich unter einigen Überschriften zu ordnen versuchen.

1. Unser Leben im Haus.
2. Erste Freunde
3. Eigenleben
4. Erlebnisse
5. Weihnachten
6. Geburtstag

Viele Einzelheiten freilich, die vor 10 Jahren noch lebendig gewesen wären, sind heute unrettbar untergegangen und auch die Vorstellungskraft und die Plastik der Anschauung wären vor meiner Erkrankung stärker gewesen.

Unser Leben im Haus.

Aus den späteren Jahren ist mir das Bild am Abendbrottisch: Vater, Mutter und wir drei Jungen unter der Petroleumhängelampe, noch sehr deutlich.

V o r dieser Zeit aber kamen wir Kinder wohl zwischen sechs und sieben Uhr ins Bett, von der Mutter betreut. Mutter betete mit uns, und wir sprachen: "Ich bin noch klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Gott allein." Dann wurde verdunkelt, und Mutter setzte sich wohl in der Wohnstube ans Klavier. Wie oft bin ich unter den Klängen des "Espagnawalzers", den ich so gern hören mochte, dann eingeschlafen.

Eins verdient Erwähnung. Ich erinnere mich noch, daß ich einmal in dem Gitterbett lag, das eigentlich immer des Jüngsten Bettstatt war, und glaubte deutlich zu sehen, wie eine kleine Puppe in den Trallen erschien. Ich erschrak entsetzlich. Bis in die Jünglingsjahre habe ich fest an die Wirklichkeit dieser Puckgestalt geglaubt und habe eine Art von Fetisch gebraucht, um mich von diesem Bann und seinen bösen Einflüssen zu lösen, indem ich die rechte Hand fest zusammenkniff. Ich nehme an, daß ich die Erscheinung im kindlichen Fieber gehabt habe und wegen einer Erkrankung auch wohl in jenem Bett lag.

Wir schliefen zu fünfen in der mittelgroßen Stube, trotzdem war ich ängstlich, wenn ich nachts einmal aufwachte, und es klang dann kläglich aus meinem Bett: "Mama, ich weiß nicht wo ich bin!" oder "ich bin so durstig!" und stets machte die Mutter Licht an, um mich zu beruhigen oder mir ein Glas Wasser zu bringen.

Bei unserem frühzeitigen Zubettgehen fiel uns im Sommer die Trennung von den Spielgenossen auf der Bank vor dem Haus, die länger aufbleiben durften, schwer genug.

Einmal waren die Eltern ausgegangen, wir tollten im Nachthemd in der Stube umher, als mein Bruder Christoph auf die originelle Idee kam, auf das Fensterbrett zu steigen, das Hemd hochzuheben und mit einer Verbeugung in die Stube hinein seine Rückseite der Straße zu präsentieren. Durch einige Hurrahs von unten kühn gemacht, wiederholte er die Darbietung, der Beifall wuchs, und das ermutigte auch mich, es ihm gleichzutun. Der Erfolg war überwältigend: immer mehr Jugend versammelte sich vor unserem Haus und begrüßte jede neue Verbeugung mit lautem Jubel, Spaziergänger blieben stehen und verfolgten die dargebotene Schaustellung mit Vergnügen. Schon in der Ferne sahen die heimkehrenden Eltern staunend die Volksversammlung vor dem Haus, beschleunigten ihre Schritte und stellten mit Entsetzen fest, daß das Geschrei unserem Fenster galt. Der Vater

stürzte herauf und jagte uns mit einigen heftigen Klapsen ins Bett. So waren wir in diesen Jahren eine fünfköpfige Familie, dazu kam ein "Dienstmädchen", meist vom Lande aus den umliegenden Dörfern stammend, durchweg gute, einwandfreie, brauchbare Mädchen. Unzufriedenheit der Mutter mit ihnen erlebten wir nur, wenn das Mädchen morgens trotz Weckens mit dem Klingelzug nicht das Antwortzeichen durch Klopfen auf den Fußboden gab oder trotz Antwort wieder einschlief und die Mutter selbst auf den Boden mußte, um sie aus dem Bett zu holen. Oder wenn unsere Mutter mit dem Mädchen an der Hand die nicht sauber genug gefegten Stubenecken kontrollierte oder es mit dem Kaffeegedeck wieder hinausschickte: "Das soll Kaffee sein, Marie? Das ist Pleurre!"

Wir Kinder kamen eigentlich mit allen gut aus, zumal der Vater auch auf Gehorsam gegenüber den Mädchen hielt. An einige schlossen wir uns so an, daß uns der Abschied, meist nach zwei Jahren --dann lockte der höhere Verdienst in Hamburg -- mitunter schwer fiel. Waren sie einmal an einem Sonntag nach Hause beurlaubt, dann wurden wir, mein Bruder und ich, zuweilen mitgenommen und verlebten in Geschendorf oder Schwissel in ländlicher Umgebung einen für uns ereignisreichen Tag; denn die Mädchen waren durchweg Töchter kleiner Kätner oder Tagelöhner, bei denen es immer allerlei Ungewohntes zu sehen und zu erleben gab, und wenn es auch nur die Erledigung der "Geschäfte" unter freiem Himmel, ohne schützendes Gehäuse war. Bei den Großeltern, die mehr bezahlten, und deshalb später auch bei uns, gab es unter den "Dienstmädchen" auch Bauern- und Handwerkertöchter.

Wie ich schon erwähnte, wohnten wir in dem Haus eines Ackerbürgers, von denen es damals in Segeberg noch eine ganze Anzahl gab. Ihre Häuser und Wirtschaftsgebäude lagen in der Stadt; ihre Ländereien, Getreidefelder, Weiden und Wiesen in der näheren Umgebung am Stadtrand. Mitten auf dem Kopfsteinpflaster des Hofes stand eine Pumpe, von der Wasser in Eimern ins Haus geschleppt werden mußte. Zur Linken lag die Tenne, auf der das Getreide mit Dreschflegeln gedroschen wurde: der melodische Dreiklang des Dreschens liegt mir noch im Ohr. Wirtschaftsgebäude, mit einer kleinen Häuslerwohnung drin, schlossen sich daran und den Abschluß bildeten der Kuh- und Pferdestall. Vor ihm breitete sich der ausgedehnte, den halben Hof ausfüllende und von zahlreichem Hühnervolk belebte Misthaufen aus. So ist frühzeitig ein gewisses Interesse an landwirtschaftlichen Dingen in mir gewachsen, das mich später gern bei Besuchen auf dem Lande in die Ställe führte, sich zeitweilig sogar zu einem knabenhaften Ent-

schluß verdichtete, nur eine Bauerntochter zu heiraten.

Gern saß ich wintertags als kleiner Junge mit dem Knecht Klaus zusammen, mit dem ich Freundschaft geschlossen hatte. Er war mir die Verkörperung des Großen Klaus aus dem Andersenschen Märchen. Weihnachten durfte ich ihm Äpfel und Weihnachtsgebäck bringen, und der Duft von braunen Weihnachtskuchen und warmer Kuhstallluft ist mir noch gegenwärtig. Als ich älter war, durfte ich mit "einfahren", d.h. das in hohen Diemen gestapelte Getreide vom Feld holen, erst auf dem Beipferd, dann mit elf, zwölf Jahren sogar auf dem Leitpferd. So lernte ich früh reiten, ohne daß ich später Gelegenheit fand oder sie nutzte, die schöne Kunst weiter zu pflegen.

Die Eltern führten einen sparsamen Haushalt, und wir Kinder wurden einfach erzogen. Ich erinnere z.B., daß wir aus einem Emaillebecher von grauer Farbe Malzkaffee tranken, daß ein Ei eine Kostbarkeit war, daß Zuckersemmeln, zwei Pfennig das Stück, mit Milch, "Arme Ritter" oder dick mit Mehl zubereitete Schokoladensuppe Lieblingsgerichte waren und Beefsteak gar Geburtstagswunschesen. Konnte ich zum Geburtstag mir das Essen wünschen, so gab es nur eine Antwort: Schokoladensuppe mit Eischaum drauf und Beefsteak. Die List der Mutter merkte ich nicht, wenn sie vorweg die dicke Mehlpampsschokolade gab, von der man drei Teller aß, so daß für das kostbare Fleisch nur noch ein kleiner Raum im Magen blieb.

Das Bild unserer Fünfferrunde beim Abendbrot unter der dickbäuchigen Petroleumhängelampe ist mir fest in der Erinnerung. Zum Brot gab es Buttermichkäse, sogenannten "Grönwolder Käse" von dem Gut gleichen Namens, und ein Rundstück mit diesem Käse war mir ein solcher Leckerbissen, daß ich schon früh einmal der Mutter sagte, es möchte mir immer so gut gehen, daß ich dies im späteren Leben nicht zu entbehren brauchte.

Ein Augenblick hat sich mir tief eingepreßt: Um 1894 wurde in Hamburg ein Mordprozeß Breiholz geführt, und der Mörder wurde zum Tode verurteilt. Damals war ein Mord, auch in der weiteren Umgebung noch etwas Seltenes und so Unerhörtes, daß es wochenlang die Gemüter beschäftigte. Die Eltern sprachen darüber, und Vater sagte: "Ick wull leever, uns dree Jungs fülln all up'n Schlachtfeld, as dat een vun ehr sun Enn nöhm." Das schlug Flammen in meinem kleinen Herzen, und ich wußte mich einig im stillen Gelöb- nis mit meinen Brüdern, von denen der Jüngste dann auch den Tod auf dem Schlachtfelde finden sollte,

Auch bei Rehers waren drei Jungen, etwas jünger als wir, aber erste Spielgefährten. Der Vater Reher war ein ruhiger, bedächtiger Mann mit etwas

ausladendem, wackelndem Gang, den ich bei meinen kleinen landwirtschaftlichen Hülften arglos nachahmte, weil ich ihn als der landwirtschaftlichen Betätigung zugehörig erachtete. Die Mutter war eine herzensgute Frau, aber von unbändigem Temperament, das sie von ihrem Vater, einem einflußreichen und angesehenen, doch stets kränkelnden Bürger, "Schoster Witt" genannt, ererbthatte.

Als ich einst in einer Prügelei mit ihrem Ältesten obsiegte und er laut brüllend und sich ständig die Augen reibend zu seiner Mutter lief, stürzte diese, den Jungen an der Hand, die Treppe zu uns herauf, wo ich selber schon ob des Gebrülls Zuflucht gesucht hatte: " Mite, Mite, dien Jung hätt mien Jung in't Oog slan, in sien schönnet blauet Oog!" Ihre Aufregung bekräftigte der Junge durch noch stärkeres Heulen, und als sie ihm nun die Hände von den Augen riß, starrte ich allerdings in zwei völlig verquollene blutunterlaufene Löcher. Ich fuhr entsetzt zusammen, da die durch diesen Anblick aus der Fassung gebrachte Mutter aufschrie: "Sien schönnet blauet Oog, kiek doch Mite, wo he utsüht!" Erst die beruhigenden Worte meiner eigenen Mutter: "Wasch em doch erst mal de Oogen ut und lat em nich mehr dorin herumschüern!" ließen mich erkennen, daß es so schlimm nicht sein könnte, und nach kurzer Zeit waren die Augen so groß und blau wie vor der Schlacht. 1916 hat man sie ihm an der Somme für immer zugedrückt.

Mit Reher lebte seine alte Mutter zusammen, deren stets wiederkehrende Redensart: "Du muscha woll'n Posche voll haben!" mir so haften blieb, daß sie später zum geflügelten Wort in meiner eigenen Familie wurde. Diese Frau war der erste Tote, den ich sah. Als sie starb, war sie in einem Zimmer auf dem Flur aufgebahrt, und ich ruhte nicht, bis ich einen Blick hineinwerfen konnte, aber das wächserne Gesicht der Alten mit den brennenden Lichtern daneben, setzte mir doch so zu, daß ich meine kindliche Neugier schnell bereute.

Unsere Garderobiere war Tante P e t e r s e n , eine Hausschneiderin und entfernte Verwandte der Mutter. Sie hatte ein von Arbeit und Leid früh durchfurchtes Gesicht, das - durch einen Blutpickel über dem Auge entstellt und - durch die Brille, die sie beim Nähen trug, etwas Strenges erhielt. Trotzdem mochten wir sie gern, weil sie, im Wesen freundlich, uns ausgebrauchte Garnrollen schenkte und Geschichten zu erzählen wußte. 1894 mußte sie ihrer Zuckerkrankheit wegen zu ihrer Tochter nach Hamburg ziehen, in die Nähe des Sternschanzenbahnhofs, und als wir dann hörten, daß sie jetzt arm sei, dann, daß ihr ein Bein abgenommen und sie schließlich gestorben sei, verband ich mit dem Wort Sternschanze immer die Vor-

stellung von Armut, Krankheit und Tod, und die Erinnerung kehrte wieder, so oft ich in meinem späteren Leben durch den Sternschanzenbahnhof fuhr.

Nicht immer waren es neue Stoffe, aus denen die Anzüge für uns gefertigt wurden, häufig sogar waren es die alten Jacken oder Hosen des Vaters oder der Großväter, die für uns zurechtgeschneidert wurden, ja selbst die Jacketts der Mutter oder der Tanten wurden kunstvoll zu Knabenanzügen umgearbeitet. Einmal aber wurde es doch zu viel. Es war die Zeit der Keulenärmelmode für Damen, und der Tante Petersen war es nicht gelungen, aus einem früheren Damenjackett für meinen Bruder Christoph die großen Keulenausbuchtungen herauszubringen. So zog er mit einer Jacke, die oben noch ganz Damenjackett geblieben war, in der Hüfte auch noch recht gefällige Formen aufwies und erst im unteren Teil ihrem jetzigen Zweck, ohne Erinnerung an die Vergangenheit, genügen konnte, in die Schule, und fiel hier sofort den Hänseleien und dem Gespött seiner Klassenkameraden anheim. Er fand sich in seiner stillen und geduldigen Art damit ab, bis Onkel Georg aus Altona ihn sah und meiner Mutter ins Gewissen redete, er hätte in seiner Jugend ähnliches erfahren und wisse, was es bedeute, Zielscheibe jugendlichen Spottes zu werden. Vom selben Tage an wurde die Jacke beiseite getan und Christoph bekam nun einen wirklich neuen Anzug, auch für mich eine Freude, denn ich hatte mich vielleicht mehr über seine Auskostümierung geschämt als er selber.

Unter den Spiel s a c h e n früher Kindheit nahm ein von der Mutter verfertigter grauer Elefant mit rotem Tuhsattel die erste Stelle ein. Ich liebte ihn über alle Maßen, und im Lauf des Jahres war er so abgespielt, daß seine Eingeweide, d.h. das Seegras, das man in ihn hineingestopft hatte, an den verschiedensten Körperteilen herausquoll. Kurz vor Weihnachten pflegte er plötzlich zu verschwinden, und das erstemal weinte ich bitterlich darüber, wurde aber auf das bevorstehende Fest vertröstet und war selig, als ich ihn geheilt und in strahlender Neuheit unter dem Weihnachtsbaum wiederfand. Später sammelte ich Garnrollen, stellte sie in Dreierreihen auf und spielte Schach.

Vor allem sammelte ich "Kalenderlappen", wie wir sie nannten, wo immer ich sie bekommen konnte, und hatte eine eigentümliche Freude an der Variabilität der Formgebung ihrer Datumsziffern. Es waren einfache kleine belanglose Tagesblätter der damaligen Kalender, die an den Wänden der Kontore oder Stuben hingen, denn die zahllosen Arten bebilderter Kalender unserer Zeit gab es damals noch nicht. Ich bin mir noch der geradezu mit Ehrfurcht vollzogenen Handlung bewußt, wenn ich zum 1. Januar das bunte Deckblatt

abreißen durfte und darunter die rote 1 des ersten Jahrestages sichtbar wurde. Von Großeltern, Onkeln und Tanten erbettelte ich mir diese Kalenderblätter und entwickelte aus der dauernden Beschäftigung mit ihnen eine eigenartige Gabe: ich konnte genau den Wochentag eines bestimmten Jahres schnell berechnen. Von den mir bekannten Daten ging ich aus, wußte schon die Schaltjahre einzukalkulieren und kam auf diese Weise zu meinem Resultat. Nach meiner Erinnerung muß ich die Wochentage des laufenden Jahres genau im Kopf gehabt haben, sie bildeten den Ausgangspunkt meiner Berechnungen. Auf unserem Flur wohnten in einer Reherschen Stube Seminaristen des Segeberger Lehrerseminars, und wenn sie Besuch von Kollegen hatten, wurde ich wohl hereingerufen, um meine Künste zu zeigen. Dann wurde ich nach den Wochentagen bestimmter Jahresdaten gefragt, über die sie sich vorher vergewissert hatten, und ich war nicht wenig stolz, wenn meine prompt erfolgenden Antworten sich als richtig erwiesen und ich als kleines Wunderkind bestaunt wurde.

Der *S t r u w e l p e t e r* erregte früh meine Phantasie, zwei Exemplare habe ich zerlesen, und ich weiß wirklich nicht zu sagen, welche Bilder und Verse den stärksten Eindruck hinterließen: es war doch wohl das brennende Paulinchen, ihr armseliger Aschenrest und die Tränenbäche, die Minz und Maunz um sie vergossen.

Ferner gehörten zu meinem Besitz eine Anzahl *M ü n c h e n e r B i l d e r b o g e n* des Verlages Braun und Schneider. Darunter waren auch Geschichten von Wilhelm Busch, die der Großvater, ausgeschnitten und auf Pappe geklebt, als Vorlagen für seinen Reinfelder Zeichenunterricht benutzt hatte. Zu Weihnachten wurden wohl Gestalten der Geschichte in den bunten Bildern jener Bögen vom Vater in ein Heft geklebt, und das so entstandene Bilderbuch lag dann auf meinem Gabentisch. Ich sehe sie noch vor mir mit der Eindruckskraft frühester Jugend, die Xerxes und Kambyses in ihren seltsamen Trachten, den braunen Abd El Kader und den wild dahersprengenden Reitergeneral Murat, den bei Auerstedt mit schmerzlicher Gebärde vom Pferde sinkenden Herzog Ferdinand von Braunschweig und den "Genrallieutenant von Werner zu Forbach in den Klüften", das spitzmäusige Gesicht des aus dem Busch herausreitenden roten Husaren Zieten und den aufgerichtet auf dem Pferde sitzenden, in die Ferne blickenden gelbbehosten Wellington... Ob die in Quartformat gehaltenen, wirklich guten Stiche homerischer Helden, die behelmten Köpfe des Achilleus oder Odysseus usw., auch aus dem gleichen Verlag stammten, weiß ich nicht mehr. Aber sie führten mich zum Kampf um Troja, wie die ganze griechisch-römische Sagenwelt durch diese Bilder sehr

früh Gestalt in mir gewann. Dieses Interesse erhielt nach dem Übergang auf die höhere Schule durch die Entleihungen aus den Klassenbüchereien der Quinta und Quarta weitere Nahrung. In dieser gleichen Zeit muß mir irgendwie die I l i a s in der Übersetzung von Joh. Heinrich Voß in die Hände gekommen sein. Sie erregte eine so helle Begeisterung, daß ich die mir doch noch zum Teil völlig unverständlichen Hexameter auf einsamen Wegen laut vor mir hinsang. Es wird noch davon zu reden sein, daß diese frühe Begegnung mit Homer und seiner Welt leider nicht durch den Besuch eines humanistischen Gymnasiums Fortsetzung und eigentliche Erfüllung fand.

Neben der griechisch - römischen Sagenwelt las ich früh den Lederstrumpf in vielfachen Ausgaben und Chingagook und Unkas wurden mir Vorbilder an Edelmut und Tapferkeit.

Daneben konnte ich sehr früh alles über den 70ger Krieg lesen, auch die trockenste Darstellung, wenn sie nur durch einige Bilder der Heerführer oder der Kämpfe belebt war. Doch davon wird in einem besonderen Abschnitt die Rede sein müssen.

Eine weitere Hauptbeschäftigung bildete das K l e i s t e r n. Mutter machte uns dann einen Stärkebrei, mit dem wir Bilder aus Zeitungsbeilagen, Modefiguren aus den Ladenkatalogen des Großvaters und dgl. in gebrauchte Hefte klebten, um sie nach einigen Tagen wieder auszuschneiden und damit zu spielen.

Festtag war auch der Tag des S ä c k e w i n d e n s. Über unserer Kinderstube lag der Kornboden, und wenn das Korn gedroschen und in Säcke getan war, wurden diese mit einer Winde zum Boden hinaufgezogen und von uns mit einem eigenartigen Gefühl der Freude begrüßt, wenn sie, an unserem Kinderfenster vorüberschwankend, sich nach oben bewegten.

Mit dem schon erwähnten, in unsere Gegenwart hinübergeretteten Mahagonietisch leichter Bauart spielten wir "J a h r m a r k t" d.h. wir verwandelten den Tisch in unserer Phantasie in ein entstehendes Karussell, dessen geheimnisvolles Inneres uns auf dem wirklichen Jahrmarkt bis zu seiner Eröffnung ein rundherum gespanntes Segeltuch verborgen blieb. Solchen Karusselaufbau hatten wir genau und mit Interesse verfolgt, und ihn rekonstruierten wir, indem wir mit Tischtuch und Servietten auf dem Tisch wie die Karusselleute herumkletterten und jene geheimnisvolle Wand herstellten, hinter der sich nun bei uns allerdings nichts verbarg als der dadurch abgeschlossene Raum unterm Tisch, der unserer Phantasie aber vollauf genügte. Wesentlich war für uns das Hämmern, Klettern und Befestigen, und darauf folgte das still hinter dem Vorhang Sitzen.

Einmal aber kippte ich mit dem Tisch um, geriet mit dem Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand in die Klappschiene und riß sie im ersten Glied auf. Vater war gerade zur Rektorprüfung in Tondern. Auf mein fürchterliches Geschrei hin lief die Mutter herzu und rief nach dem Mädchen, eine Waschkumme mit Wasser zu bringen. Das Wasser vermischte sich im Nu mit meinem Blut, wurde ausgegossen und durch neues ersetzt, das sich ebenso schnell wieder rot von Blut färbte, so daß ich nach ein paar Wiederholungen, erschreckt über so viel Blutverlust, immerfort schrie: "Ich bleib tot, ich bleib tot..." und die Mutter alle Mühe hatte, mich zu beruhigen. Sehr bald stellte sich ein Vorteil dieses Unfalls ein: ich lernte rechts und links unterscheiden, denn rechts hatte ich die Narben am Finger, die bis heute sichtbar geblieben sind.

Viel wurde auch im Freien gespielt, auf den damals, ach so ruhigen Straßen, und den freien Plätzen. In etwas vorgerücktem Alter z.B. "K l ü m p", auch " S w i e n s h ö d e n " oder " K o h s ö g " genannt, ein Spiel, in dem jeder Teilnehmer eine Kuhle zu besetzen und so zu verteidigen hatte, daß der " Swienschöder " seine Kugel nicht in die betr. Kuhle hineintreiben konnte, während die Verteidiger sie in eine Kuhle in der Mitte des Kreises zu schlagen versuchen mußten. War dieser Erfolg erzielt, so erscholl der Ruf "K l ü m p" und alle Kuhlen mußten gewechselt werden. Swienschöder wurde nun, wer keine erwischte.

Wir aus der Kirchstraße spielten auf dem freien Gelände, das sich vor dem damals noch nicht aufgelassenen alten Friedhof zur Kirchstraße hin erstreckte, ein ideales Spielfeld, das sich in der Länge vom Hauptpastorat bis zur "Normaluhr" gegenüber dem Marktplatz erstreckte.

Sehr beliebt war auch " T i p p e l und E e l ", ein Spiel mit zwei Hölzern, bei dem man viel zu laufen hatte, Einzelheiten sind wohl im Mensing nachzulesen, mir sind sie entfallen. Weiter sehe ich mich auf S t e l z e n herumstolzieren, ähnlich denen der Gascogner - diese unbebaute Straßenseite bot für solche Übungen Raum genug.

Wie geruhsam Leben und Verkehr damals sich noch abspielten, beweist unser "T r ö l l e r b a n d l a u f e n". Mit einem alten, verrosteten Regentonnenreifen oder mit einem beim Kaufmann für einen Groschen zu diesem Zweck erhältlichen leichten Metallreifen lief man auf der Gehseite der Straße durch die ganze Stadt, das Rad mit einem Stock oder Haken antreibend, und zwar nicht e i n Junge, sondern, wenn die Zeit gekommen war, ganze Scharen, ohne daß dies zur Verkehrsbehinderung wurde.

Schließlich muß auch das "M a r m e l s p i e l" erwähnt werden. Die Marmeln - den hochdeutschen Ausdruck lernte ich erst von meinen Berliner Vettern kennen - wurden von uns "E c h e n" genannt. Es gab große und

kleine, graue Ton- und bunte Glasechen, ja manche dieser großen Kugeln waren gar aus Eisen. " A n s c h e e t e n und U t s c h e e t e n " waren die Hauptspiele, bei denen es durchweg um den Gewinn von kleinen Echen ging. Konnte man beim " Utscheeten" mit der gespreitzten Hand von der eigenen, eben geworfenen Kugel bis zur fremden reichen, so gehörte diese dem Werfer. War die Spielkugel eine größere, so bezahlte man mit kleinen Echen. Es gab mancherlei Variationen der Spiele und vor allem einen allgemein gültigen Tauschwert: " Twee Pen - große Echen - kleine Echen oder eine entsprechende Anzahl von Maiskörnern standen in einer ganz bestimmten Wertrelation, die in der Hamburger Straße galt, wie in der Kielerstr. und am Kalkberg. Zum "Anscheeten" eignete sich besonders in unserer Gegend das Grabdenkmal der Stifter des goldenen Leuchters in der Kirche, das nach der Stiftungsurkunde stehen geblieben war, als man diesen Teil des Friedhofs aufhob. Das Denkmal war von kleinen, mit Eisenketten verbundenen Granitpyramiden umgeben, und auf dem hohen barocken Grabstein waren in den unteren Ecken deutlich die Stellen zu erkennen, wo seit Generationen die Segeberger Jungs ihr " Anscheet" - Spiel getrieben . Sehr weit zurückliegen muß ein Beerdigungsspiel, das mir in der Erinnerung geblieben ist. Damals war der Friedhof vor der Kirche, dessen Auflassung das Bild der alten Vicelinkirche in der schönen Seitenansicht seiner Langform freigab, noch durch eine Hecke von der Kirchstraße abgetrennt. In einem Winkel zur Straße befand sich ein Ablegeplatz für verwelkte Kränze, dessen Anblick unerquicklich genug war. Unter meiner Führung suchten wir uns das Beste heraus, und ich arrangierte nun einen kränzetragenden Trauerzug, der sich vor dem Friedhof auf der Straße hin und her bewegte, bis ein Mann, dem ein solches Bild wohl ein Greuel dünkte, dazwischen fuhr: " Was macht ihr da? Wenn ihr die Kränze nicht gleich wieder hintragt, wo ihr sie fortgenommen habt, rufe ich "Wegner" und ihr kommt alle zu Loch!" Das fuhr uns in die Glieder und vor allem mir als dem Initiator der kleinen Trauergemeinde. Wir liefen, was wir konnten, um die Kränze wieder loszuwerden, aber noch wochenlang, wenn ich aus der Ferne "Wegners" ansichtig wurde, bin ich ihm aus dem Wege gegangen, in der Furcht, er könnte um meine Schandtät wissen. Und was das bedeutete: " zu Loch kommen ", das wußte ich: es war jenes vergitterte Fenster, in Wegners Wohnung am Kalkberg, wohin wir die " dunen Kerls " nach ihrer Inhaftierung mit Gejohle begleiteten und deren Verschwinden in dem Haus nach letztem dramatischen Widerstand wir teils mit Ergötzen, teils jedoch auch mit schauernder Anteilnahme verfolgten.

Die Kinderspiele im Freien richteten sich wie heute nach den Jahreszeiten, etwa das Laternegehen oder das Drachensteigen, sie sind aber auch, ich möchte sagen, gewissen massenpsychologischen Gesetzen unterworfen: ein einzelner oder eine Gruppe fängt z.B. an, mit Marmeln zu spielen, sich als Indianer auszuputzen, sich aufs "Räuber und Soldat" Spiel zu verlegen, und sofort tun andere es ihnen gleich; ein Tröllerband brachte seinerzeit mit beginnendem Frühling Dutzende in Gang, das Spiel kam in "Mode", bis es abflaute und ein neues den Vorrang hatte.

Jahreszeitlich bedingt waren natürlich auch das sommerliche Baden und der winterliche Eislauf.

Wir besaßen in Segeberg eine in den Großen See hineingebaute Badeanstalt, zu der eine etwa 30 m lange Laufbrücke hineinführte. Sie war aus Holz gezimmert und ruhte auf Eichenpfählen, die mit Algen und grünem Wassermoos dicht bewachsen waren.

Man betrat von der Laufbrücke aus zunächst einen Vorraum, in dem der Badewärter kassierte und aus einem kleinen Nebenkabinett Badezeug ausgab. Es war in meiner Jugendzeit ein Kleinschuster vorgerückteren Alters, der natürlich keine Ahnung vom Schwimmen oder gar von Rettungsanleitungen besaß. Ein angekettetes, halbleckes Boot und eine lange Stange mit Widerhaken standen immerhin für Gefahrenfälle zur Verfügung.

Vom Vorraum aus betrat man den Zwischenraum, der zwei Bassins umschloß, das sogenannte "Kleine" für Nichtschwimmer und das "Große Bassin" für Schwimmer und solche, die wenigstens die Anfangsübungen hinter sich gebracht hatten. Die Normalstellung dieses Bassins war so, daß man allmählich vom festen Grund in Schwimmtiefe überging, doch konnte es, auch von uns Jungs, an den vier Ecken höher gestellt oder auf größere Tiefe hinabgelassen werden. Rundherum enthielt der Bretterbau eine Anzahl von Einzelkabinen und einige Sammelkabinen. Durch eine weitere Tür betrat man dann die nach dem See hin offene Seite mit zwei ins Wasser führende Treppen für vorsichtige Nichtspringer, einem gut gefederten Sprungbrett und sogar einer Hochsprungtreppe. Hier lagen etwa 20 Einzelkabinen, und von hier hatte man einen prächtigen Blick auf den See und seine liebliche Uferlandschaft, auf das Kurhaus, die Landzunge "Spitzenort" und das tief in die Moränenhügel eingebettete Stipsdorf. Nur das Muhen der Kühe, die nach der Melkerin riefen, unterbrach am frühen Morgen die friedliche Stille der ganzen Landschaft. Balken und Kreuz im Wasser, einige zehn bis zwanzig Meter von der Badeanstalt entfernt, boten Gelegenheit zu fröhlichem Tummeln oder zum Ausruhen vom Schwimmen. Selbstverständlich, daß es zwischen den beiden Geschlechtern

damals streng getrennte Badezeiten gab. Später fuhren wir wohl mit dem Boot ganz in die Nähe zur Mädchenbadezeit, hielten uns aber doch in gemessener Entfernung, nicht nur, um nicht vom Bademeister mit viel Geschimpfe verjagt zu werden, sondern auch aus dem Gewissen heraus, etwas Ungehöriges zu begehen.

Die Anstalt wurde vom Badeverein unterhalten, dessen Kapital in Hundertmarkaktien Segeberger Bürger festgelegt war. Ein Geschäft ist das Unternehmen aber nie gewesen, da es zu viel Reparaturen und einen lohnenden Badebetrieb nur an den heißen Sommertagen gab. Hauptaktionär war ein vermöglicher Jude, selbst ein eifriger Schwimmer, der die Anstalt buchstäblich "über Wasser" hielt.

Unser Vater war ein großer Schwimmer, sportlich kräftig und gut trainiert, und sobald die Jahreszeit es zuließ, ging es um sechs Uhr morgens, vor Frühstück und Schulbeginn zur Badeanstalt, wo er sich mit einem festen Freundeskreis traf. Ich bin meinem Vater dankbar, daß er meinen Bruder und mich schon sehr früh mitnahm. Im "Kleinen Bassin" habe ich auf seinem kräftigen Arm das Schwimmen gelernt, zunächst nicht ohne Zittern, besonders wenn er am Schluß der Übung den Arm wegzog und ich nun, anstatt ruhig die Übungsbewegungen fortzusetzen, anfangs, gewaltig zu zappeln, Wasser schluckte, schließlich unterging, aber mit den Worten: "Jung, bliev doch ruhig!" wieder an die Oberfläche gezogen wurde. Für unmöglich hielt ich es nicht, daß ich selbst in Gegenwart des Vaters ersaufen könnte, bis ich plötzlich einmal, auch ohne seinen helfenden Arm, über Wasser blieb, nun schnell die nächste Station des "Großen Bassins" mit seinem Haltetau in der Mitte absolvierte, um dann draußen bei den Erwachsenen Freischwimmer zu sein. Zeitlebens und überall ist mir das Schwimmen ein gesunder, froher, kräftiger und lieber Sommersport gewesen, und was uns der Vater mit diesem frühzeitigen Beginn an Lebensfreude schenkte, konnte ich damals noch nicht ahnen.

Erwähnt sei noch, daß im Vorraum zwei Jahrzehnte hindurch eine Bleistiftzeichnung meines Berliner Onkels Christoph Mähl hing, die jene Morgenbadegesellschaft, mit Regenschirmen im Wasser schwimmend darstellte, wohl in Erinnerung an dort verlebte verregnete Sommerferien.

Im E i s l a u f habe ich es leider nicht weit gebracht, und, wie ich meine, nicht durch eigene Schuld oder Ungeschicklichkeit. Der Vater war auch hier unser Lehrmeister. Aber wir besaßen zum Schlittschuhlaufen nicht das richtige Schuhzeug. Entweder trug ich "Kremper", die zu locker saßen oder grobe Lederschuhe mit Ledersenkeln, die erst recht keinen Halt gaben. So

bin ich vor allem ein gewisses ungeschicktes Abstoßen mit dem rechten Fuß nie recht los geworden, das wohl in dem Nichtfestansitzen des Schuhwerks seinen Grund hatte. Ich konnte zwar kilometerweit in rasendem Tempo über den See brausen, aber immer nur so, als hätte ich rechts ein wenig Anlage zum Klumpfuß. Mit meinen Schuhen knickte ich dauernd um und konnte es deshalb im Bogenlaufen und in Achterbahnen den Kameraden nicht gleichtun, und was Hänchen nicht gelernt hatte, hat Hans nie wieder eingeholt. Ich bin später in Berlin auf der Havel von Wannsee nach Potsdam gelaufen, und in dem strengen Winter 1906/07 in Greifswald auf dem Ryk vom Greifswalder Hafen bis auf den Bodden hinaus, aber zum eleganten Läufer oder Kunstläufer hat es nie gereicht. Auch der Besuch der Berliner Rummelplätze, die im Winter in Eisbahnen umgewandelt wurden, hat das nicht zu bessern vermocht. Fehlte vielleicht doch die Begabung oder Courage zu gewandteren Übungen? Sich aber für das Eislaufen zweckentsprechende Stiefel zu kaufen, wäre mir noch als Student als unverantwortliche Verschwendung vorgekommen, und der Vater mochte für uns Jungs erst recht so gedacht haben.

Übrigens hatten wir in den neunziger Jahren im Durchschnitt viel kältere Winter als heute, so daß der Große See regelmäßig zufror, und ich sehe noch die saubere tiefdunkelgrüne Eisdecke von erstaunlicher Dicke, über die ich dahinglitt.

R o d e l b a h n e n gab es in unserem Flachland nicht, wohl aber einige Höhenunterschiede im Gelände der Stadt. Uns am nächsten lag der Weg, der von der Seestraße zum Kirchhof hinunterführte: dort sammelte sich ein Gewimmel von kleinen Handschlitten, man legte sich mit dem Bauch darauf und sauste, laut sein "Baahn, Baahn..." rufend, den kurzen Weg hinunter. Es gab dann ein echtes Winterbild, nicht in der Farbigkeit heutiger Sportbekleidung, sondern mehr in Breughelscher Manier, bräunlich getönt die Menschen und die Landschaft, mit grauem Winterhimmel, roten Nasen und Gesichtern, Pelzmützen, Jacken, Anzügen und Mänteln aller Art, die Bessergestellten mit der dürftigsten Ärmlichkeit in bunter Mischung, von selbst gezimmerten Schlitten aus rohem Holz und schön bemalten und lackierten, wie meinen hellblauen mit der hübschen weißen Randlinie...

S p i e l g e n o s s e n hatte ich in dieser frühen Kinderzeit genug, in der Schule kamen dann die Schulkameraden hinzu, woraus manche Jugendfreundschaft erwuchs, aber am Anfang stand doch wohl die Verbindung mit Carl Carstens, Calli Carstens genannt. Sein Vater besaß uns gegenüber ein gut gehendes Manufakturwarengeschäft, durch das er früh zu Wohlstand kam, unsere Eltern waren eng befreundet, aber was bedeutsamer war: Calli war einziges, vor allem von seiner Mutter arg verzogenes Kind, das sich mancherlei herausnahm

woran wir nicht zu denken wagten. Wir durften abends im Carstenschen Laden Versteck spielen, und wie herrlich waren diese Verstecke zwischen Damenmänteln und Herrenanzügen, bis es dem Vater zu viel wurde und er uns für immer hinauswarf.

Calli besaß eine Menge von Spielsachen, eine richtige Dampfmaschine, worauf der Sinn meines Bruders stand, Eisenbahnen, weit besser als unsere paar Wägelchen, Bilderbücher gleich ein halbes Dutzend, darunter eines mit Abbildungen roter Husaren und ihrem Garnisonsleben, worauf nun wieder meine Sehnsucht sich richtete, dazu Märchen- und Geschichtenbücher, Domino-, Affen- und Quartettspiele vielfacher Art, und ganz früh schon bekam er ein Velo z i p e d (Fahrrad) in einer Zeit, in der ein Fahrrad so viel bedeutete wie heute ein Automobil. Bei aller Spielkameradschaft wurde uns dieser Unterschied doch bewußt, und einmal hielt es die Mutter für notwendig, uns auseinanderzusetzen, daß Carstens viel Geld hätten und Calli ihr einziges Kind sei, wir müßten an die denken, die arm seien, und davon kennten wir doch genug. Aber dann tat sie aus irgendeinem Anlaß die Gewissensfrage, ob wir lieber Calli Carstens sein und so viel Spielsachen haben möchten wie er, oder ob wir doch lieber ihre Kinder bleiben wollten, auch wenn uns nicht alle Wünsche erfüllt würden. Warum sie diese Frage stellte, weiß ich nicht mehr; doch die Entscheidung wurde mir nicht schwer, dazu hatte ich Vater und Mutter viel zu lieb, als daß ich sie gegen Onkel und Tante Carstens hätte eintauschen mögen.

Aus diesem ersten Lebensjahrzehnt heben sich eine Reihe von besonderen Erlebnissen heraus. Da war W i l h e l m i s P u p p e n t h e a t e r , das in Wickels Hotel gastierte, eine Marionettenbühne, die Anfang der neunziger Jahre Segeberg besuchte. Schon daß wir n a c h dem Abendbrot hingingen und erst in der für uns sagenhaften Zeit nach 10 Uhr abends wieder heimkehrten, schon dieses lange Aufsein hatte etwas Erregendes an sich. Und nun erst das Spiel selbst! Wie nahm es die Sinne gefangen! Unvergeßlich die spannende Handlung des sächsischen Prinzenraubs durch den Ritter Kunz von Kaufungen, den Bösewicht. Und an jede Vorstellung schloß sich ein Scherzspiel umklappbarer metallener Figuren mit überraschenden Verwandlungen an, die Staunen und Heiterkeit zugleich weckten. Zu alledem kaufte die Mutter Liebesperlen in durchsichtigen Glaspapierbeutelchen, die im Saal feilgehalten wurden, und die wir während der Vorstellung verzehren durften. Diese Theaterabende waren ein erstes Erlebnis von großem Eindruck und langer Nachwirkung, an das sich natürlich eigene Theaterversuche mit ausgeschnittenen Papierpuppen anschlossen.

Dann war da ein H a m b u r g b e s u c h bei Tante Theo Hechler, einer Jugendfreundin meiner Mutter, zusammen mit ihr und Bruder Christoph. Ich habe noch das große Haus in der baumbestandenen Straße der Uhlenhorst in der Erinnerung, deren Vornehmheit ich schon deutlich empfand, die abgeschlossene Etage, die sie bewohnten, Tante Theo mit Mutter und Schwester, und die für mich etwas völlig Neues war. Es muß die Zeit jenes Mörders Breiholz gewesen sein, denn ich begrüßte diese sichtbare Abgeschlossenheit als eine Gewähr, daß wir von Hamburger Mördern, die etwa von unserer Reise hätten erfahren können, nichts zu fürchten hätten. Ein Besuch im Z o o l o g i s c h e n G a r t e n, damals am Dammtorbahnhof gelegen, hebt sich heraus, bei dem mein Bruder Christoph verloren ging, weil er sich still absentiert hatte, um sich an der Grenze des Parks die vorüberfahrenden Züge anzusehen, auf die er durch ihr Pfeifen aufmerksam geworden war. Und schließlich sehe ich die Binnenalster mit ihren Schwänen, dem schmucken weißen Alsterdampfer am Jungfernstieg, der uns nach der Uhlenhorst zurückbringen sollte und in den einzusteigen Christoph sich mit großem Geschrei wehrte, während ich die Fahrt kaum abwarten konnte. Es war die erste Dampferfahrt meines Lebens.

Da war weiter der P o l t e r a b e n d im Hause des Schlachtermeisters Roß im ausgeräumten Verkaufsladen, wo sonst die Schweinehälften, die Rinderviertel, die Schinken und Würste hingen, und wo nun das Brautpaar saß und die Glückwünsche entgegennahm, während draußen die Scherben vor die Haustür flogen. Diese Verwandlung des mir bekannten Ladens in einen Festraum erregte in mir nicht geringes Erstaunen. Auch ich hatte meinen Glückwunsch aufzusagen und zwar als Schusterjunge, in Versen, die die Mutter verfertigt, blieb aber vor lauter Aufregung mitten in meinem Gedicht stecken und lief weinend hinaus in eine Stube, und alle Versuche, mich zu veranlassen, noch einmal zu beginnen, scheiterten an erneutem Gebrüll und meiner absoluten Weigerung, nach einer solchen Blamage wieder aufzutreten. Getröstet hielt ich mich dann an mein damaliges Lieblingsgebäck, genannt "S t r u v e n", kleine schmalzgebackene Kringel, von denen ich nun nicht, wie üblich, zugeteilt bekam, sondern so viel von einem bereitstehenden Teller essen durfte, wie ich wollte: das war mir das eigentliche Signum eines Polterabends, nicht erst fragen zu müssen, sondern den Genüssen des Lebens nach Belieben nachzugehen. Übrigens habe ich später auf dem Polterabend meiner Tante Frida (1895) das Schusterjungengedicht zu allseitiger Zufriedenheit und ohne Hemmungen im schnoddrigen Berliner Vetternjargon zum Vortrag gebracht und den ersten Beifall als Mime quittiert.

Die H o c h z e i t s f e i e r Tante Fridas, der jüngsten Schwester meiner Mutter, die erst im 89. Lebensjahre 1958 starb, fand in Wickels Hotel am Markt, dem renommiertesten der Stadt, statt, mit vielen Gästen aus der weiten Verwandtschaft an einer ausgedehnten Hufeisentafel. Hier war wiederum das eigentliche Erlebnis, daß ich nur zum Wirt an die Theke zu gehen brauchte, um mir eine Brause nach der anderen zu holen. Auf wieviel ich es gebracht habe, kann ich nicht mehr sagen. Aber die große Aufregung im ganzen Saal und das mörderische Geschrei, das plötzlich alles Stimmengewirr übertönte, ist mir noch sehr gegenwärtig, als Onkel Christian Maßmann in höchster Festlaune meinen fünfjährigen Bruder Heini mit beiden Händen hoch über seinen Kopf schwang, den Halt mit ihm verlor und ihn hinterrücks wieder fallen ließ. Zum Glück war dem kleinen Burschen nichts Ernstliches zugestoßen, und Onkel Christian hat ihn sicherlich reichlich entschädigt. Er war der Inhaber der bekannten Damenhutfirma in der Hermannsstr. in Hamburg und damals noch Junggeselle und außerordentlich kinderlieb. Einmal im Sommer pflegte er die ganzen Kinder aus der Verwandtschaft zu einer Fahrt mit dem Kofahlschen K r e m s e r nach dem nahen Buchholz einzuladen, wo wir mit Schokolade und Kuchen bewirtet wurden, allerlei Spiele trieben und dabei mit Preisen und Geschenken bedacht wurden. Da war weiter der F e b r u a r s t u r m am 12. Februar 1894, als ich gerade auf dem Wege von den Großeltern Clausen nach der Kirchstraße war und nun die Dachpfannen durch die Luft um mich herumwirbelten, die Menschen sich nicht von der Stelle bewegen und nur mit Mühe in die nächsten Häuser flüchten konnten.

Dann stand mein Name zum ersten Mal in der Zeitung, als ich mit Großvater Mähl, wie stets im Herbst, mit langen Nußhaken ausgerüstet, Nüsse pflücken ging, die in unseren Knicks massenhaft wuchsen, und ich eine Traube mit 15 Nüssen fand. " Dormit mußst du glieks na W ä s e r gahn, denn kümst du in de Zeitung!" und richtig war es am nächsten Tag zu lesen: " Der Quintaner der hiesigen Wilhelmschule Hans Mähl fand beim Nüssepflücken....." Es war nach der Anzeige meiner Geburt das erste Mal, daß mein Name in der Zeitung erschien... dann erst wieder nach Promotion und Prüfungen und später bei meinen zahlreichen Reden, die ich hielt...

Und dann war da ein ganz frühes und noch im Halbdunkel der Früherinnerung liegendes Erlebnis: im Gang zwischen dem Nachbarhaus und dem unsrigen rannte mich ein großer Hund um, so daß ich zu Fall kam, auf dem Boden lag, vielleicht sogar unter dem Untier, das mich nun fortwährend anbellte, bis mich irgendwer aus dieser qualvollen Lage befreite. Dieser Schock hatte

eine böse Folge: jahrelang bin ich bellenden Hunden, die mir in den Weg kamen, möglichst ausgewichen.

Da war weiter das Gefängnis in der Hamburgerstraße mit den schwarzen Gitterstäben vor den Fenstern, in denen meistens eine große dunkle Eule saß... Freudvolles und Unheimliches lebten in der kleinen Seele dicht beieinander...

Als Zwang wurden die Spaziergänge mit dem Hausmädchen am See bis zur "Fridaquelle" empfunden, und ich konnte, etwas älter geworden, kaum begreifen, daß das vor kurzem für mich noch ein weiter, weiter Weg gewesen war, den man unlustig zurücklegte...

Oder der Heimweg von den Großeltern Mähl, als sie schon draußen vor der Stadt an der Kieler Chaussee in der "Villa Poggensee" wohnten, wenn am Sonntagabend die Eltern wohl noch dort zu bleiben pflegten und wir Kinder mit dem Mädchen nach Hause gehen mußten, mit dem etwas wehen Gefühl von Dunkelheit und Verlassenheit im Herzen, besonders, wenn ich vorher einmal wieder des Großvaters illustrierte Anthologie deutscher Gedichte von Theodor Storm besehen hatte, mit dem Bild von Moritz Schwind "Der Gefangene", der träumend auf seinem Strohlager liegt, während die Englein die Gitterstäbe in den Fenstern seines Gefangenenverließes zersägen...

Im Winter gab es für mich immer ein Ereignis besonderer Art, wenn nämlich bei dem Großvater Clausen ein Schwein geschlachtet wurde, der Hausschlachter Willrodt mit der großen Tonne auf der Schubkarre angefahren kam, in der die massige Leiblichkeit des geschlachteten Vierhundertpfunders abgebrüht und seine Borsten mit kleinen blechernen Handzylindern abgeschrubbt wurden. So lange ich auf der Volksschule war, bekam ich an einem solchen Tage schulfrei, um dem armen Tier beim Abstechen, damals noch ohne jegliche vorherige Betäubung, den Schwanz zu halten - eine gänzlich unnötige Handlung, die ich aber ungeheuer wichtig nahm, wenn die Aufforderung an mich erging: " So, nu hol em den Steert fast! ". Daß eine gräßliche grausame Prozedur vor sich ging, dafür hatte ich keine Empfindung, das Leiden und erbärmliche Schreien der Kreatur nahm ich als etwas Selbstverständliches hin. Ich durfte dann als Sieben- oder Achtjähriger auch wohl von dem heißen Grog kosten, der auf dem Hof in dem kalten Winterschnee gereicht und stehend getrunken wurde, und ich empfand meine Notwendigkeit bei dem ganzen Geschäft dadurch ausdrücklich dokumentiert. Mit dem größten Interesse war ich dann bei all den Vorgängen in Küche und Plättstube, die so ein Schlachttag mit sich brachte...

Da haften in der Erinnerung vor allem noch die schönen S o m m e r - f e r i e n im Jahre 1895, als die Großeltern Mähl zu den Kindern in

Berlin gereist waren und wir ihre Wohnung in der Villa Poggensee bezogen. Der Platz im Schlafzimmer reichte nicht, und so wurden für mich und Christoph abends Matratzen auf dem Fußboden des Wohnzimmers aufgeschlagen, und wir konnten die Zeit nicht abwarten, bis es ins Bett ging. Als dann noch der Papagei der Großeltern uns am nächsten Morgen mit seinem Geplapper und seinen lustigen Schnäcken weckte, war der Freude kein Ende. Schließlich aber muß einiger wiederkehrender Tage gedacht werden, die die Höhepunkte des Jahres bildeten: das waren allem voran das Weihnachtsfest, dann der eigene Geburtstag, das Kindervogelschießen und die Tage des Jahrmarkts.

Wenn die Weihnachtszeit herannahte, lag noch die Ludwig-Richter-Stimmung einer eigentlich schon untergegangenen Epoche über der stillen kleinen Stadt. Schneeflocken flogen in dichten Wirbeln durch ihre Straßen, der Schnee dämpfte alle Schritte und Geräusche, und die Stille wurde nur durch das helle Klingeln der zahlreichen ein- und zweispännigen Pferdeschlitten unterbrochen. Rotweiße oder Schwarzweiße Pferdehaarbüschel hingen am Geschirr und begleiteten das Geläute mit ihrem farbig frohen Wehen: ein Bild, das schon in meinen späteren Jugendjahren - wohl infolge der wärmeren Winter - allmählich verschwand.

Wie verwunschen lagen die Läden mit ihren kleinen, meist noch durch Stäbe aufgeteilten Schaufenstern in der Weihnachtszeit da. Es gab weder die Pracht der riesigen Glasfenster unserer Tage, noch die Herrlichkeiten unserer Welt, aber auch nicht ihre grelle Helligkeit, alles blieb in ein winterliches Halbdunkel getaucht, und doch lag darin ein größerer Reiz, als in den Hunderten von aufgereihten Glühbirnen, die heute die Straßen zu " Weihnachtsstraßen " machen sollen.

Wie drückten wir die Nasen an diese bescheidenen Fenster! Was es hinter ihnen zu sehen gab, hält ebenfalls den Vergleich mit der Gegenwart nicht im entferntesten aus und würde neben dem simpelsten Spielwarenladen der Jetztzeit kaum die Aufmerksamkeit und Spannung der Jugend erregen. Doch für uns tat sich hinter diesen Fensterneine Welt auf.

Da stand jedes Jahr bei Drechsler R i c k e r t wieder die große Ritterburg mit ihren Zugbrücken, ihren Spitzen und Zinnen, Gräben und Geschützen und allerlei Kriegsvolk zur Verteidigung. Da waren kleine Bauernhöfe mit Vieh und Geflügel, da lagen in buntem Durcheinander Kinderhelme, Säbel und Holzgewehre, Urankas und Husarenjäckchen, Trompeten und Trommeln, fremdes Getier aus anderen Welten, Puppen und Puppenküchen, Stuben, Wohn-

häuser und Kaufläden... Dieser Rickertsche Laden war so vollgepfropft mit Spielsachen und Drechslerarbeiten, daß ein muffig vertrauter Geruch nie von ihm wich. Freilich der Motor fehlte, alles lag friedlich und still, die "Welt in Bewegung" gab es noch nicht, sie in Bewegung zu bringen, war Aufgabe unserer Phantasie!

Die Zeit aufziehbarer Spielsachen setzte gerade ein: eine Lokomotive, die fahren konnte, oder etwa ein aufziehbarer musikalischer Kreisel machten den Anfang.

Oder ein Fenster beim Kolonialwarenhändler: Tannenbaumbehang, Engel, Kekse und Kringle, Lichter und Sternchen, die Watteschneedecke mit dem rotbepelzten Gipsweihnachtsmann, dazwischen allenfalls ein Schokoladenweihnachtsmann und einige Marzipanschweinchen, die Zutaten zu den Braunen Kuchen, die Gewürze und Sukaden, vor allem bunte Bilderbögen von Gustav Kühn aus Neuruppin mit Märchen und Geschichten und ihrem unter jedem Bild fortlaufenden Text, mit Soldaten aus aller Herren Länder, preußischen Gardisten, französischen Rothosen und italienischen Bergsalieri, und schließlich die Ausschneidebogen für die Mädchen, mit Vater und Mutter zum An- und Ausziehen oder gar kleinen Jungen und Mädchen mit Anzügen und Kleidchen in einer Vielfalt, die unsere eigene Wirklichkeit bei weitem übertraf. Alles aber überstieg für mich ein Ausschneidebogen mit Kaiser Wilhelm II in Hemdsärmeln und einem halben Dutzend Uniformstücken, Husaren-, Infanterie- und Marineuniformen, die mit den kleinen, daran befestigten Papierhäkchen dem hemdsärmeligen Monarchen übergehängt wurden, in stetem Garderobenwechsel. So habe ich den kaiserlichen Garderobier wohl hunderte von Malen durchgespielt.

Im Hause begann die Weihnachtszeit mit dem 13. Dezember, es war auch der Geburtstag der Großmutter Clausen. Dann wurde die Weihnachtsuhr hervorgeholt und aufgehängt, einst von der Mutter säuberlich aus blinkendem Silberpapier geklebt, die nun mit ihrem großen Zeiger von Tag zu Tag vorrückte und das Kommen des Festes mit ihren Tagesversen ausmalte. Diesen Zeiger nach dem Erwachen auf den neuen Tag einzustellen ging unter uns Kindern reihum und wurde mit Feierlichkeit vollzogen. Nun galt es auch, die Weihnachtswünsche bekannt zu geben, und sie wurden in genauer Reihenfolge der Dringlichkeit des Wunsches auf einem Wunschzettel niedergeschrieben und der Mutter, nicht etwa dem Vater, aber zur Weiterleitung an den Vater, zugestellt: 1. ein Schülerfreund, 2. ein Taschenmesser usw. Für die Eltern und Großeltern verfertigten wir Kinder, sobald wir schreiben konnten, auf beblühten Papier mit kunstvoll gezacktem Rand

unsere sorgfältigst gearbeiteten Glückwünsche und Ergebenheitsbezeugungen, und die Tränen flossen, wenn trotz aller Sorgfalt ein Klex auf den schönen Bogen geriet und man einen neuen kaufen und von vorn beginnen mußte. Dann wurden auch die braunen Kuchen gebacken. Wir bekamen unser Stück Teig, mit dem wir auf einem Brett tüchtig herumkneteten und ihn während des uns allmählich einverleibten. Am meisten Spaß machte uns das Figurenstechen mit kleinen Blechformen in mancherlei Gestalt, und einen Teig-elefanten zu verzehren, bereitete doppelten Genuß.

Das Weihnachtsfest wurde in diesen ganzen Jahren bei den Großeltern Clausen gefeiert. Das Haus war geräumig genug, um alle für die ganze Woche vom Weihnachtsabend bis zum ersten Neujahrstag zu beherbergen, und uns Kindern war diese Festzeit in der nicht alltäglichen Umgebung eine Erhöhung aller Weihnachtsfreuden, die mit jedem Aufwachen sich neu darboten. Für die Eltern aber ist diese alljährliche liebevolle Aufnahme, die mit der Brautzeit meines Vaters gewiß ihren Anfang genommen hat, ein großer Schatz an Erinnerungen geworden und der Born einer Dankbarkeit der Herzen, aus dem sie spenden konnten, als die Großeltern im hohen Alter das Geschäft aufgaben und sich nun herausstellte, daß sie im Leben zwar nach allen Seiten Gutes getan, aber für sich selbst nicht genügend gesorgt hatten.

Was für eine Belastung der Weihnachtsbesuch für die Großeltern gewesen sein mag, finanziell und nervlich, wußte erst der erwachsene Mann zu würdigen. Aber die Unruhe spürte dies gesunde Geschlecht nicht, und die Großeltern blieben gegen Kinder und Enkel von immer gleicher Liebe und Freundlichkeit, und die Großmutter waltete ihres Amtes als "Madame" in ihrem großen, nun noch verdoppelten oder verdreifachten Haushalt mit einer Arbeitskraft, Ruhe und Sicherheit, die sie auch in meinem elterlichen Hause, immer schaffend, nicht verlassen haben.

Das gelungenste Bild meines Onkels Christoph, das einst sogar von der "Großen Berliner Kunstausstellung" angenommen und dort unter dem Titel "Ferienbesuch" ausgestellt wurde, das Weihnachten 1953 endlich seinen Ehrenplatz über meinem Schreibtisch in der Talstraße in Itzehoe fand, zeigt die unteren Räume im alten Clausenschen Hause, wo wir Weihnachten feierten. Der Bescheerungsraum, in dem natürlich auch der Baum stand, war die hintere Stube, deren Fenster auf dem Bilde eben noch sichtbar sind, der dunkle Mittelraum war dann hell erleuchtet (was man damals hell zu nennen pflegte) und das große Vorderzimmer, von dem links eine

Tür unmittelbar in den Manufakturladen führte, war der geliebte Aufenthaltsraum in der Festzeit, wo man vom ersten Weihnachtstag an die Spiele spielte, die neuen Bücher las und dabei seine Weihnachtssüßigkeiten verknapperte.

Von dem Mittelzimmer aus betraten wir den Festraum, nachdem die Lichter des Weihnachtsbaumes angezündet waren, der in der Mitte des Raumes stand und erst am nächsten Morgen für die Festzeit seinen Platz in der Fensterecke fand. Er war hübsch groß, bunt behangen und prächtig anzuschauen. Aber der große Schatz, dener für uns bereit hielt, waren die kleinen Schokoladenstücke, die, sorgsam in Glanzpapier aller Farben eingewickelt, nun als rote, blaue, grüne, braune, weiße und schwarze Paketchen mit roten Fäden am Baume hingen. Erst in weitem Abstand folgten für unsere Bewertung die Kekse mit dem einfarbigen Zuckerguß. Gefüllte Schokoladenkringel und dgl. gab es für uns noch nicht: erst bei den vornehmen Wittmacks, bei Tante Hannah und Tante Dora, die wir Kinder in der Weihnachtszeit regelmäßig besuchen durften, lernten wir diesen feineren Baumbehang, der heute als selbstverständlich gilt, kennen.

Neben dem Baum war wohl in frühester Zeit das Hauptgeschenk zu finden - also ein Schaukelpferd oder der " Efa "; im übrigen waren die Geschenke auf einem Stuhl oder auch auf zweien rechts seitwärts aufgebaut, wohin sich der Blick schon forschend wandte, wenn man noch das Weihnachtsgedicht aufsagte. Da lagen jene aus den Münchener Bilderbogen zusammengeklebten Bilderbücher der Frühzeit, da war regelmäßig auch ein Marzipanschweinchen vorhanden, von rosigem Aussehen, das mit einem durch den Leib gezogenen Holzstäbchen zusammengehalten wurde, und mit dem man nun die ganze Weihnachtswoche hindurch spielte, bis es schließlich, durch all die Fingerabdrücke beim Spielen schmutzig und unansehnlich geworden, in genauer Kenntnis des Vorgangs, mehrmals umständlich geschlachtet und dann endlich verzehrt wurde.

Regelmäßig waren auch Bleisoldaten vorhanden, von denen mir eine kämpfende Schutztruppe mit den entsprechenden Hottentotten dazu, besonders lebhaft in das Erinnerungsbild tritt; weiterhin Indianer und Trapper, deutsche und französische Soldaten in allen Kampfstellungen gegeneinander, und kleine Kanonen, aus denen man mit Erbsen Schüsse abgeben und so richtige Schlachten schlagen konnte... Nicht, daß durch diese aufeinander schießenden und sich gegenseitig umbringenden Gruppen sich bei mir irgendwelche Haßgefühle geregt hätten gegen andere Völker oder Menschen, aber

Sympathien und Antipathien waren doch vorhanden, und damit der Keim der Völkerfeindschaft in der Kinderseele ?

Zu unseren Weihnachtsgeschenken gehörten auch einfache blecherne Eisenbahnwagen mit einer Lokomotive, für deren Dampfauspuff ein Stück Watte herhalten mußte, gehörten Schlittschuhe mit umständlichem Schlüssel und Lederriemen, und später die ersehnte Marke "H a l i f a x", die mit einem einfachen Griff im Mechanismus fest am Schuh saß. Hatte man Halifaxschuhe, gehörte man zur Aristokratie der Läufer.

Einmal bekam ich ein Briefmarkenalbum mit einigen Dutzend Marken darin, die Tante Hannah aus ihrer großen Sammlung als Grundstock gestiftet hatte. Ich sehe sie noch vor mir, diese ersten Marken: die Pyramiden auf den roten Ägyptern, den Schwan von Neu-Südwaless, den dicken König von Portugal auf der blauen Marke, die violetten alten Schleswig-Holsteiner, von denen ich sogar noch einige aus den Briefpaketen meines Großvaters Mähl herausfischen durfte. Vor allem aber erregten mein Interesse und konnten immer wieder besehen und studiert werden, die am Schluß des Albums aufgereihten Potentaten jener Zeit, zuerst "Wilhelm II Deutscher Kaiser, König von Preußen" in Husarenuniform, dann der unfreundlich bärtige Zar Alexander III von Rußland, der Prinzregent von Bayern, dessen ungewohnten Namen Luitpold ich immer erst buchstabieren mußte, der Präsident Sadi Carnot im Frack mit dem großen Stern der französischen Ehrenlegion darauf, bis hin zu König Chulalongkorn von Siam und der korallenbehangenen Königin von Samoa...

Ein Buch, in grünem Leinen gebunden, "Deutsche Heldensagen", mit Abbildungen von Alboin und Rosamunde, von Dietrich von Bern, dem Rosengarten und Zwerg Alberich wurde zur spannenden Lektüre... ein anderes mit dem phantasieerregenden Bild des Drachentöters auf dem Umschlag, enthielt die Siegfriedsage in ihrer ursprünglichen Gestalt, aber zugleich mit der Hauffschen Novelle "Das Bild des Kaisers". So sehr mir das erste gefiel, so wenig hatte mir das zweite zu sagen, es ging einfach über meinen Horizont. Als ich es viel später einmal las und Gefallen daran fand, empfand ich dies als ein deutliches Voranschreiten meiner Entwicklung. Auf e i n Geschenk habe ich mehrere Jahre warten müssen, bis ich es endlich auf dem Gabentisch fand, und doch war es diese Jahre hindurch mein sehnlichster Wunsch gewesen, und der erste verstohlene Blick auf den Gabentisch hatte immer der Suche nach ihm gegolten: es war der "S c h ü l e r f r e u n d", ein Schülerkalender für das laufende Jahr, mit dem praktischen Zweck, als Aufgabenbuch zu dienen, der mit 365 Tages-

einteilungen, pro Seite zwei, zugleich allerlei geschichtliche Daten festhielt, die von Zeit zu Zeit noch durch Abbildungen belebt wurden. Diese Abbildungen hatten es mir angetan: es waren die drei Kaiser natürlich, dazu Feldherrn und Staatsmänner, Dichter und Komponisten und Bilder von "Vogel von Falkenstein" oder "Herwarth von Bittenfeld", den längst vergessenen Generälen von 1866, von Arndt und Eichendorff, Schneckenburger und Gabelsberger usw prägten sich mir mit ihren Lebensdaten ein, so daß meine biographischen Kenntnisse nicht gering wurden und, so früh erworben, auch vorhielten...

Diesen Kalender zu besitzen, den mein bester Freund jedes Mal zu Weihnachten als eine Selbstverständlichkeit erhielt und ihn dann nach Ostern mit in die Schule brachte, war der Traum vor jedem Weihnachtsfest, seitdem ich die höhere Schule besuchte. Er ging aber erst in Erfüllung in Quarta, denn e i n e Mark für so ein Ding auszugeben, mag meinem sparsamen Vater zu viel Geld gewesen sein. Zudem wußte er wohl nicht um die heiße Intensität meines Wunsches und ahnte nicht, daß die Nichterfüllung jedesmal in die große Festesfreude für einen Augenblick den kleinen bitteren Tropfen der Enttäuschung mischte. Dann aber bekamen mein Bruder und ich regelmäßig unseren Schülerkalender. Vorn beim Titelblatt befand sich ein Stahlstich: einmal Schloß Neuschwanstein, dann Fritz Reuter oder Eichendorff, und auf dem Einband erblickte man einen bemützten Schüler mit kräftig durchgedrückten Knien, die Schulbücher im Arm haltend...

Ein Preisrätsel gab die Aussicht, für das nächste Jahr einen "Preisschülerfreund" zu gewinnen: diese bloße Möglichkeit konnte mich in ein Glücksgefühl versetzen, wie heute nur ein namhafter Lotteriegewinn. Meine Aussichten hielt ich das erste Mal für todsicher, da die Mutter nämlich meine Lösung in Verse brachte, die ich so hübsch und vollendet fand, daß ich meines Gewinns schon deshalb sicher zu sein glaubte. Nächste Weihnachten war ich dann maßlos enttäuscht, mich nicht unter den 50 Gewinnern zu finden, so ging es Jahr für Jahr und zu einem Preisschülerfreund habe ich es niemals gebracht: die erste Lebenslehre, daß man sich auf Fortuna nicht verlassen soll!

Zu den Höhepunkten des Weihnachtsabends gehörte auch das Auspacken des Berliner Weihnachtspakets, das im Mittelzimmer, wo sich dann alles versammelte, vor sich ging. Jubel erregten die neuesten Scherzartikel vom Berliner Weihnachtsmarkt, besonders bei uns Kindern, wie etwa ein täu-

schend nachgemachtes menschliches Exkrement von wirklich vollendeter Ringelung. So etwas bereitete uns natürlich riesigen Spaß, man nahm das Stück mit zu Bekannten, legte es unauffällig mitten in die Stube, goß wo möglich noch ein klein wenig Wasser hinzu...und wartete auf den ersten Schrei des Entsetzens...

Oben im ersten Stock, nach unserem Gefühl weit entfernt von den unteren Räumen, lagen die drei Clausenschen Schafstuben, die ineinander übergingen. Zeitig brachte die Mutter uns hinauf, und wie ganz in der Ferne hörten wir dann unten das weitergehende Stimmengewirr, umgeben von dem ungewohnten Halbdunkel des Raumes, das von einem auf einem Öltäßchen schwimmenden Nachtlicht herrührte.

Einmal fing mein kleiner Bruder an zu schreien, Christoph wachte auf und schrie mit, ich schloß mich an, man hörte uns nicht, und wir drei vereinigten uns zu einem fürchterlichen Schreikonzert, bis endlich jemand zufällig nach oben kam, die Mutter holte, die uns dann beruhigte.

Dann denke ich an eine Sylvesternacht, in der wir aus den Betten und ans Fenster geholt wurden und von dort den damals üblichen Fackelzug der Bürger auf der verschneiten Straße vorübermarschieren sahen.

Wie schön war es, wenn man am Weihnachtsmorgen in die vordere Stube hinunterkam und zum Frühstück die kalten "P f ü r t c h e n" gegessen wurden, von denen ich unglaubliche Mengen vertilgen konnte. Dann wurden "Domino", "Dame" und "Mühle" gespielt, die neuen Dichter- oder Völkerquartette, und "Nut, But, Jippsteert"; ein Spiel mit Nüssen, bei dem man zu raten hatte, wieviel Nüsse der Partner in der Hand hielt, die man bei richtigem Raten gewann und die man ihm andernfalls um den Unterschiedsbetrag zu ergänzen hatte.

Zu Sylvester war das "Affenspiel", meist ein einfaches Blatt der Neuruppiner Bilderbogen, das Spiel des Abends: dabei wurde der Tannenbaum "geplündert" und der Restbestand der Schokoladen und Kekse auf diese Weise unter uns verteilt. Wenn der Baum dann, seines Reichtums und Glanzes beraubt, mit dem er unsere Sinne verzaubert hatte, so armselig in der Stube stand, mischte sich in die Trauer um sein Schicksal die wehmütige Stimmung des Andersenschen Märchens, in dem gerade auch etwas von unserer Weihnacht eingefangen und das mir deshalb das liebste seiner Märchen geblieben ist.

Dann, mit einem Male, fanden diese Weihnachten ihr Ende. 1895 verkaufte Großvater Clausen den Manufakturwarenladen, und das alte Haus wurde von dem neuen Besitzer zu einem Kaufhaus modernen Stils ausgebaut. So wurde

der Heilige Abend nicht mehr in den alten vertrauten Räumen begangen, sondern in dem großen dreifenstrigen Zimmer im zweiten Haus daneben, in dem Großvater seinen Kolonial- und Gewürzwarenhandel weiter betrieb. Dankkam noch etwas anderes hinzu: Die Tante Rike in Berlin war erkrankt und befand sich schon seit Wochen in der Pflege in ihrem Elternhaus. Zu Weihnachten reisten deshalb Onkel Christoph und die drei Vettern nach Segeberg, und auch der eben vermählte Onkel Georg mit seiner jungen Frau, der Tante Frida, erschien. Da war schon mit dieser umfangreichen Weihnachtsgesellschaft die Heimeligkeit der vergangenen Jahre dahin. An Übernachtung und Einquartierung für uns war nicht mehr zu denken, die Weihnachtsferienwoche im großelterlichen Haus fiel aus; sie sollte nie wiederkehren.

Schon, daß wir am gleichen Abend mit den Berliner Vettern, gegen alle Gewohnheit, den Weg nach Haus antreten mußten, ließ mich den Abstand gegen früher fühlen, und, der alten Weihnacht nachtrauernd, ging ich still mit der Brüder- und Vetternschar nach Haus.

Mit dem Jahr 1896 begann tatsächlich ein neuer Abschnitt in meinem Leben, der auch äußerlich darin zum Ausdruck kam, daß wir von der Kirchstraße in die Kielerstraße zogen.

Die erste Kindheit war vorüber.



Brief von Hans Mähl an seinen Vetter Jochen Mähl in Berlin.

(Abschrift)

Itzehoe, 13. 12. 1945

Mein lieber guter Jochen!

Heute, am Geburtstage unserer lieben Großmutter Claußen, will ich Dir unseren Weihnachtsbrief schreiben, nachdem wir heute wieder einmal Post von Dir empfangen. Der 13. Dezember hatte in unserer Jugend immer einen besonderen Klang: es war ja nicht nur der Geburtstag der Großmutter, sondern mit diesem Tage begann auch die Weihnachtssuhr, Ich sehe das schlichte, beklebte Pappstück noch deutlich vor mir, mit Silberpapier überzogen, einem goldenen Zeiger drauf, der beim Aufwachen vom 13. an täglich neu gestellt wurde und jeden Tag zu einem Spruch führte. Was für eine Poesie der Kinderzeit! Und dann die Weihnacht selbst im Clausenschen Haus! Die ersten zehn Jahre, bis wir in die Hassesche Wohnung zogen, feierten wir stets bei den Großeltern. Der Baum stand in der hintersten Stube, nach dem Hof zu, und hier lagen auch die Gaben an und unter dem Baum. Was für ein unermeßliches Glück lag darin beschlossen! Wie sehe ich noch alles so deutlich vor mir, ja, atme geradezu den ganzen Duft dieser Weihnacht noch im Nachgeschmack der Erinnerung. Wärme, Behaglichkeit, Festglanz, Liebe untereinander, Freude - - und in der Mittelstube wurde dann das Berliner Paket ausgepackt, das für uns Kinder als größte Freude meist die neuesten Berliner Weihnachtsscherzartikel brachte. Dann schliefen wir ja auch bei Clausens, wir Kinder in der Stube neben der Großeltern Schlafstube, Tante Friedas Stube, und ich höre noch das Ticken der schwarzen Wanduhr von nebenan, und fühle noch die leise Beklommenheit, wenn unsere Mutter uns den Gutenachtkuß gab und wieder nach unten ging. Dann lagen wir ganz allein dort oben, die anderen waren ja unten in den Stuben, von wo gedämpft die Stimmen heraufdrangen, tröstlich anzuhören. Wenn wir aber einmal aufwachten, und die übrigen noch nicht im Bett waren, so gab es auch wohl einmal ein fürchterliches Geheul bei uns, bis jemand heraufstürzte, um zu sehen, was es gäbe. Und am nächsten Morgen stand man früh auf und saß in dem Vorderzimmer, verewigt auf Deines lieben Vaters schönem Bild, aß die kalten Pfürtchen der guten Großmutter Clausen zum Morgenkaffee und las in seinem Weihnachtsbuch. Einmal, Du wirst es eben noch erinnern, haben wir Weihnachten zusammen gefeiert, damals, als Deine liebe Mutter krank bei ihren Eltern lag. Da aber wurde es in der großen Stube oben gefeiert, der eigentlichen Feststube des alten Clausenschen Hauses, weißt Du es noch? Und dann sank die Poesie der Kinderzeit in die Vergangenheit, es folgten die Weihnachten aufeinander, im Hasseschen Hause, bei Poggensee, und in der lieben Schillerstraße. Gerade auch die Jahre in der Villa Poggensee sind für mich noch so voll Glück und Poesie, so völlig unbeschwert und sorglos gewesen. 1905 hielt der Tod seinen ersten Einzug in unserem Hause und in unserem engsten Kreise, unser guter Christoph ging uns allen voran in seinem stillen, tapferen Leiden, in seiner rührenden Geduld... Ich sehe ihn in dem kleinen Stübchen der Schillerstraße, jetzt die Küche der unteren Räume, liegen und daneben das Bild meiner Mutter, wie sie in Liebe und Tapferkeit des Herzens ihn pflegte und pflegte und ihn doch nicht retten konnte. Das war die erste schwere Weihnacht, die ich erlebte, und zum ersten Male im Leben wurde am Weihnachtsabend geweint, was mir bis dahin unfaßbar gewesen wäre. Und dan ging mit dem Sterben aller Großeltern die Kindheit und die Jugend jener ersten beiden Jahrzehnte endgültig zu Grabe. Doch Neues stand vor der Tür.

So seid in Liebe alle gegrüßt, besonders aber Du, mein lieber Jochen, von Deinem Hans und Deiner Hanna.

Es kamen die Jahre des Brautstandes und die Feiern in Altona, die ersten Weihnachten, die ich nicht im Elternhaus verlebte. Trotz allen Glanzes weiß ich noch, daß ich diese Abwesenheit vom Elternhaus als schmerzlich empfand, weil ich mit den Eltern so eng mich verbunden fühlte. In Altona wurde festlich gefeiert, mit Karpfenessen usw. was wir zu Hause ja nicht kannten. Und ein überreicher Gabentisch ward hier dem jungen Bräutigam bereitet, mit aller Freude und Herzlichkeit der Schenklust, die ja einen Wesenszug meiner Schwiegermutter bildete. Und zum Neujahr wurden die Eltern eingeladen, zum nochmaligen Karpfenessen und fröhlichster Neujahrsfeier, wie wir sie wieder nicht gewohnt waren, weil unser Vater meist am Sylvesterabend rechtzeitig ins Bett ging. Für mich war diese Feier mit den Eltern, die dann einige Tage blieben, immer eine große Freude, weil wir in der Wohnung nicht unterkommen konnten, schliefen Vater und ich in einer nahegelegenen Privatpension, und ich war glücklich, wenn er sich so fröhlich und behaglich in seiner Art der Festesfreude hingab und die freigebige Gastfreundschaft des Kletzinschen Hauses genoß. Und dann die Feiern im eigenen Heim in Flensburg, mit der kleinen Nuzi zuerst 1914, schon überschattet vom Krieg, und doch voll Glück, namentlich wenn am ersten Weihnachtstag die Eltern zu Besuch kamen. Das hörte 1916, nach Heinis Heimgang, auf, und ich fuhr meist nach dem Fest zu ihnen nach Segeberg hinüber. 1919 schmerzliche Weihnacht, ich erinnere, wie ich gerade vor der Bescherung die Etagentür öffnete und ein Paket aus Segeberg Vaters schönes, vergrößertes Bild brachte. Und dann die unendlich glücklichen Zeiten der Weihnacht mit unseren drei Kindern in Itzehoe, als ständige Gäste Mutter und Käthe, und nicht zu vergessen: der gute Onkel Blunk, der Jahr für Jahr herüberkam und dessen Kommen mit seinen Bilderbüchern für die Kinder das Fest geradezu einläutete. Wochenlange Weihnachtsarbeiten der Mutter, mit aller Liebe, die sie in sich trug, mit aller Freude, die sie selber trotz Mühe und drangegebener Nachtruhe daran hatte, und mit aller Kunst und bewunderungswürdigen Geschicklichkeit, die sie entfaltete. Wenn heute unsere Kinder mit ebenso viel dankbarer Liebe an ihre Jugendweihnacht zurückdenken, wie ich es darf, so ist das zu allermeist das Verdienst ihrer Mutter, ich war damals viel zu sehr durch Amt und sonstige Aufgaben in Anspruch genommen, leider, leider, wie ich heute sage, als daß ich mich um die Vorbereitung der häuslichen Weihnacht hätte abmühen können. Schon die Vorbereitung der Schulweihnachtsfeier nahm viel zu viel Gedanken, Zeit und Kraft für sich in Anspruch. Aber Hanna hat die Freude, andern Freude zu bereiten, in all diesen Jahren tief erleben dürfen, und ein Abglanz fiel dann wenigstens auch auf mich. So gingen die Jahre dahin, und die Kinder wurden groß. Eins nach dem andern ging aus dem Haus, und es wurde einsamer um uns. Aber zur Weihnacht kamen sie wieder, und in den letzten Jahren vor dem Kriege ja auch immer noch unsere gute Mutter, von guten Freunden im Auto geholt. 1942 war zum ersten Mal unsere Nuzi zur Weihnacht nicht bei uns, aber dafür hatten wir den Jungen aus dem Felde bei uns, und durften trotz allem so dankbar, froh und glücklich beisammen sein. Nach dem Fest kamen Hermann und Nuzi, es war das letzte Mal, daß wir in der Weihnachtszeit alle Kinder um uns versammeln durften. Zwischen Weihnacht und Neujahr fuhr ich dann nach Segeberg hinüber, wo auch wir uns ja so manches Mal zu fröhlichem Zusammensein trafen, ohne daß ich Dich je zu einem Besuch in Itzehoe überreden konnte. So liegt nun in dieser unendlich schweren Zeit das Bild der Weihnacht meiner eigenen Vergangenheit vor meinen Augen, und ich darf Gott danken für alles, was er mir damit gegeben. Wir werden still und ernst feiern, wir erwarten Käthe und unsere Erika, dann werden unsere liebenden Gedanken hinübergehen nach Rußland zu unserem Budi, im Gebet und in der Hoffnung, daß er lebt und auch zu uns hinüberdenken kann und Gott ihn uns dereinst gesund wieder heimkehren läßt. Wir wollen auch an Dich denken, an die gute Essie, an Deine Friedel, an Deine teuren Toten, denen auch ich so eng verbunden war: Deinen im Grunde so herzenguten Vater, Deine sorgende Mutter, die auch mich in meinen Berliner Tagen umsorgte, an den fröhlichen Harald, an Otto in seiner Männlichkeit und Festigkeit, an den jungen Otto und seine Ruth und ihr Kleines